



Leseprobe

Heddi Goodrich
Eine Liebe in Neapel
Roman

»Diese Geschichte ist die ideale Wahl für alle, die ungeduldig auf den nächsten Elena-Ferrante-Roman warten.« *freundin*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 09. März 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Neapel in den 90er-Jahren: Die amerikanische Studentin Heddi lebt in einer WG im quirligen Spanischen Viertel. Unten in den engen Gassen ist es selbst im Sommer dunkel, oben glüht die Sonne in die Wohnungen, und der Vulkan wacht über die Stadt. Heddi fühlt sich frei, und ihre Freunde geben ihr die Geborgenheit einer Familie, die sie nie hatte. Eines Tages trifft sie den Geologiestudenten Pietro, ohne große Erklärung überreicht er ihr ein Mixtape mit Liebesliedern. Es ist der Beginn einer großen Liebe. Unerwartet, intensiv und verwirrend. Heddi und Pietro verstehen sich wortlos, und sie sind sich sicher: Ihre Gefühle werden alle Widerstände überwinden.



Autor

Heddi Goodrich

Heddi Goodrich, geboren 1971 in Washington, kam 1987 das erste Mal nach Neapel. Nach einer kurzen Rückkehr in die USA studierte sie bis Ende der 90er-Jahre in der pulsierenden süditalienischen Stadt. Sie hat einen Abschluss in Linguistik und Literatur. »Eine Liebe in Neapel« war ihr erster Roman, der in Italien monatelang auf der Bestsellerliste stand und von Presse und Publikum begeistert aufgenommen wurde. Heddi Goodrich lebt heute mit ihrem Mann und zwei Söhnen in Auckland, Neuseeland.

Heddi Goodrich

Eine
Liebe
in
Neapel

Roman

*Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab*

btb

Von: tectonic@tin.it

An: heddi@yahoo.com

Gesendet am: 22. November

Ich weiß, es wäre dir lieber, ich wäre tot. Aber ich bin am Leben, wenigstens halbwegs. Ich rechne nicht mit einer Antwort, und ich werde dir auch nicht mehr schreiben. Es ist fast vier Jahre her, dass ich es zuletzt versucht habe. Es müsste ein Brief von mindestens hundert Seiten sein, um dir alles zu erklären, und es würde mir trotzdem nicht gelingen. Und auch dieses Mal werde ich dir nicht mit Erklärungen kommen.

Ich hab's vermasselt. Ich habe mich immer auf meinen Instinkt verlassen, und der ist falsch, trügerisch und feig. Aber damals habe ich den größten Fehler meines Lebens gemacht, einen unwiderruflichen, unerklärlichen und unvorstellbaren Fehler. Eine Weile habe ich mir eingebildet (das kommt manchmal vor), dass ich dies alles getan hätte, weil mein Verstand, mein Instinkt das Regiment übernommen hätten, und dass es folglich richtig gewesen sei. Aber es hat mein Leben zerstört. Das allein wollte ich dir mitteilen. Denn du hast es verdient zu er-

fahren, dass mein Leben keinen Pfifferling mehr wert ist. Du sollst wissen, dass ich jedes Mal, wenn ich mit dem Besteck am Tisch sitze, um zu essen, einen Moment lang versucht bin, mir mit dem Messer ein Auge auszustechen.

Ich hoffe mit all meiner Kraft, dass ich dir hiermit wenigstens ein winziges Lächeln der Genugtuung entlocken kann, ebenso wie ich hoffe, dass die Zeit, die du mit mir verbracht hast, für dich nur eine hässliche, schreckliche Erinnerung ist und nicht ein Kreuz, das du zu tragen hast. Ich wünsche mir, dass mein Leben schnell vergeht und ich als jemand oder etwas wiedergeboren werden kann, das besser ist als mein derzeitiges Ich, und dass ich dir vielleicht irgendwann einmal auf dem Flughafen von Stockholm oder Buenos Aires über den Weg laufe.

Du sollst mir nicht verzeihen, sollst nicht antworten, und du sollst auch nicht traurig sein. Sei glücklich und zufrieden, setz ein paar Kinder in die Welt, schreib Bücher, nimm Kassetten auf, mach viele, viele Fotos... Genau das wünsche ich mir die ganze Zeit, wenn ich an dich denke. Und ab und zu, wenn du willst und wenn du kannst, dann erinnere dich an mich.

P.

»Heddi.«

So hatte schon lange niemand mehr meinen Namen ausgesprochen, als wäre es der Name einer exotischen Spezies. Er sagte ihn in fragendem Ton, aber mit perfekter Aussprache, als hätte er ihn tausendmal geübt – mit jeder Menge Hauch und kurzen Vokalen –, bis er ihm mit der allergrößten Lässigkeit über die Lippen kam. Kein anderes Geräusch im Spanischen Viertel, weder der mörderische Schrei einer betrogenen Frau noch die Gewehrsalve eines Mannes, der Rache übt, hätte mich in jener eisigen Nacht vom warmen Flüstern des Kamins wegtragen können.

Vor mir stand ein Junge, ein Mann, mit erwartungsvoll zusammengekniffenem Mund, als hätte er seine Pflicht und Schuldigkeit getan und jetzt wäre ich dran. Er hatte sein Hemd in die Jeans gesteckt, die Hände bis fast zum Ellbogen tief in die Hosentaschen geschoben, und die Hemdentasche, direkt über dem Herzen, war zum Bersten gefüllt mit einer Schachtel Zigaretten. Er sah ganz anders aus als die anderen Gäste, die mit allen Mitteln, ob es nun Piercings, Rastalocken oder eine ungesunde Blässe waren, versuchten, über ihre glückliche Kindheit mit hausgemachten Kartoffelgnocchi und Ausflügen ans Meer hinwegzutäuschen. Obwohl es schon spät war, hing der Ge-

ruch von Patschuli, Haschisch und Klamotten vom Flohmarkt in unserer Küche, vermischt mit den Aromen von abgestandnem Bier und Safranrisotto. Nein, der da gehörte ganz gewiss nicht zu unserer Clique, in der alle an der Orientale, Neapels Universität, studierten. Und trotzdem stand er da, gelassen und ungerührt wie das sprichwörtlich stille Wasser eines tiefen Sees.

»Da, nimm, die hab ich für dich aufgenommen«, sagte er und zog etwas aus seiner Hosentasche. Zweifellos hatte er einen süditalienischen, wenn auch nicht ganz neapolitanischen Akzent. Seine Hand zitterte, ein winziges Beben im sonst stillen Wasser des Sees, als er mir die Kasette gab, die in einer selbstdekorierten Hülle steckte. *Für Heddi*, stand da, vom großen H bis zu dem winzigen Tintenfleck am Ende, dem Pünktchen über dem i, von dem ich schon fast vergessen hatte, dass es dorthin gehörte.

Ich staunte. Es war genau die Schreibweise meines Namens, die seine Aussprache zum Entgleisen brachte, denn sie machte es leicht, den Namen buchstäblich ins Extrem zu führen, mit diesem melodramatisch gedehnten e und dem gebührend betonten doppelten Konsonanten, den man sich hier im Süden ganz besonders zu Herzen nahm. Hingegen war es verzeihlich, dass dafür das H vollkommen unter den Tisch fiel, denn in Neapel kamen Hauchgeräusche ausschließlich beim Lachen vor. »So wie bei Eddie Murphy?«, fragte man mich oft, ich nickte, und damit hatte sich der Fall. Es machte mir sowieso nicht viel aus. Heddi gab es schon länger, Eddie erst seit einiger Zeit.

»Musik?«, fragte ich ihn, und er nickte, mit deutlich sichtbarem Unbehagen, die Faust fest um eine leere Bierflasche geschlossen.

Das flackernde Kaminfeuer wärmte ebenso angenehm meinen Rücken wie das ahnungslose Gelächter meiner Freunde, die ich liebevoll »die Jungs« nannte. Die Tatsache, dass auch ich dieser Clique angehörte und jederzeit wieder zu ihnen zurückkonnte, schenkte mir das unleugbare Gefühl, vom Glück begünstigt und beschützt zu sein, was ich in genau diesem Moment allerdings als geradezu ungerecht empfand.

Im Stockwerk unter uns fiel die Haustür mit einem dumpfen Knall ins Schloss; wahrscheinlich hatte sich der letzte Gast gerade torkelnd auf den Heimweg gemacht. Der Typ mit der Kasette zuckte sichtlich zusammen, als ihm bewusst wurde, dass die Party, die gerade eben noch um ihn herum getobt hatte, beendet war. Er versuchte seine Verlegenheit zu überspielen, doch ich spürte sie trotzdem, eine Berührtheit, wie ein winziger Schmerz, begleitet von meinem eigenen Bedauern, dass ich wieder mal die Einzige war, die nüchtern geblieben war.

»Ist bestimmt schon spät«, sagte er.

»Ich glaube, ja, aber es gibt nur eine einzige Uhr im ganzen Haus.«

Urplötzlich verlagerte er das Gewicht von einem Bein aufs andere, und ich spiegelte unwillkürlich diese Asymmetrie, indem ich den Kopf auf die Seite legte. Auf diese Weise konnte ich mir immerhin sein Gesicht besser anschauen, das jedes Mal, wenn er Trost im Anblick seiner Schuhe suchte – sie gehörten zu der bequemen, praktischen Sorte –, unter einer schwarzen Mähne verborgen war. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen, dafür hätte ich meine Hand ins Feuer gelegt, denn diesen Blick eines Menschen, der entschlossen ist, sich mit allem, was er tut, Zeit zu lassen, hätte ich niemals vergessen, wären wir uns schon mal begegnet.

»Na dann.« Er stellte behutsam die Bierflasche auf den

Küchentresen, als befürchtete er, sie zu zerbrechen, obwohl die Küche mit ihren umgefallenen Flaschen, den fettig verschmierten Pfannen und den weinfleckigen Henkeltassen, die aussahen wie angeknabbert, geradezu nach noch mehr Unordnung schrie.

»Entschuldige, wie heißt du noch mal?«

»Pietro.« Das war ein altmodischer und buchstäblich ein wenig steiniger Name, und er hob die Augenbrauen, als wollte er dafür Abbitte leisten.

»Danke für die Kassette ...«, sagte ich, doch sein Name blieb mir im Halse stecken. »Gehst du jetzt?«

»Klar. Ich muss früh raus. Ich fahre morgen nach Hause, in mein Dorf. Das heißt, auf den Hof meiner Eltern, in der Gegend von Avellino. Ich fahre immer über Ostern hin. Na ja, nicht nur über Ostern, aber du weißt ja, wie das so ist ...«

Ich wusste *nicht*, wie das so war, nickte aber trotzdem, dankbar für diese ausführliche Antwort. Ich hatte immer noch die Hoffnung, selbst in diesen allerletzten Sekunden, bevor er ging, (sehr wahrscheinlich würde ich ihn nie wiedersehen) herauszufinden, warum er so vertraut mit meinem Vornamen war, und warum er sich die Mühe gemacht hatte, mir ein Geschenk zu basteln.

»Tja, dann ciao.«

»Ciao, und viel Spaß da unten. Ich meine, da unten auf dem Land ... dem Hof.«

In diesem Moment wünschte ich mir nur, dass er endlich ging, nachdem er Zeuge dieser stotternden Doppeldeutigkeit geworden war. Es war zum Verzweifeln, wie mich mein Italienisch, das doch meine allerliebste Verkleidung war, manchmal einfach im Stich ließ, wenn ich mich überrumpelt fühlte.

Ein kurzer Gruß in die Runde, und er ging. Ich kehrte auf meinen Platz am Kamin zurück und schob die Kassette in die

Tasche meines Vintage-Minirocks aus Veloursleder. Die Flammen züngelten munter und ohne jeglichen Skrupel an den irgendwo zusammengeklauten Holzstücken, ob es sich nun um das Bein eines ausrangierten Stuhls oder das Kopfteil eines alten Bettes handelte. Es dauerte nicht lange, und die Wärme hatte auch die letzte Spur der Verlegenheit weggewischt, die man mir vielleicht noch hätte ansehen können.

»Wie hieß der noch gleich, der Typ?«, fragte Luca neben mir, warf einen Zigarettenstummel ins Feuer und stieß eine weiße Rauchwolke aus.

»Pietro, glaube ich«, sagte ich. Erst jetzt kam mir der Name zum ersten Mal über die Lippen, und ich genoss die solide Festigkeit, nach der er klang.

»Ach so, jetzt weiß ich's. Ist ein Freund von Davide.«

»Welcher Davide?«

»Der Kleine mit den Ringellöckchen«, mischte sich Sonia ein, die ebenfalls zu unserer Clique gehörte.

Davide also. Luca spielte manchmal bei ihm in der Band. Davide, Pietro, was für einen Unterschied machte das schon? Tatsache war, dass wir sowieso niemanden mehr in unserer Clique brauchten. Sie gefiel uns, wie sie war.

Mir gefiel sie.

Vom Spiel der Flammen hypnotisiert, ließen wir die Nacht verstreichen, mondlos, eine Zeit wie in der Schweben. Wir sprachen über Hinduismus, über das phönizische Alphabet, über *manipulate*, den Kampf der Justiz gegen die Korruption. Ab und zu zerbarst ein Holzsplitter unter großem Prasseln und Funkenstieben über der Glut, gefolgt von überraschten Ausrufen, wenn einer in der Runde durch das kleine Spektakel aus seiner Versunkenheit erwachte. Kaum zeigte das Feuer Zeichen der Er-

mattung, griff Luca in den Holzstapel und suchte nach Nachschub. Direkt daneben stand eine akustische Gitarre. Tonino streckte seine behaarte Hand danach aus.

»Die schmeißt du aber nicht da rein«, sagte Angelo, ein weiterer Typ aus der Clique.

»Nein, Tonino, ich bitte dich!«, flehte Sonia.

»Die Party ist vorbei, Kinder«, verkündete der mit schwerem apulischem Akzent und legte sich die Gitarre aufs Knie. »Zeit für ein verdammtes Wiegenlied, ihr Scheißer.«

Jetzt kam der Teil des Abends, der mir am allerbesten gefiel. Toninos vulgäre Ausdrucksweise, durch die wir nur noch näher zusammenrückten, und seine runden Brillengläser, die im Feuerschein wie zwei goldene Ringe aussahen, während er ein Lied anstimmte, das vage an Lucio Dallas *Attenti al lupo* erinnerte. Mit seinen kurzen, dick behaarten Händen sah er aus wie ein klumpfender Gartenzwerg. Und er war überall so behaart. Das wusste ich deshalb, weil er mich einmal gebeten hatte, ihm den Rücken zu rasieren und damit seinen Filzläusen den Garaus zu machen, dem einzigen, unwiderlegbaren Beweis dafür, dass Tonino es tatsächlich geschafft hatte, ein Mädchen ins Bett zu kriegen, laut seinen Angaben eine Spanierin. Als er dann glattrasiert vor mir stand wie ein Lämmchen nach der Schur, hatte sich herausgestellt, dass Tonino fast zarte Züge hatte, die mich aus einem bestimmten Blickwinkel an meinen Bruder erinnerten.

Er sang den Dalla-Song aus voller Kehle und mit einigen Grunzern untermalt. Und es war natürlich nicht der Originaltext. »Da ist so eine winzig kleine Professorin ... die will uns alle durchrasseln lassen ... und da ist so ein winzig kleiner Student ... der dringend lernen müsste ... und der hat ein riesiges Gehirn ... mit jeder Menge Schweinkram drin ...«

»Mann, das wird bestimmt ein Hit«, sagte Angelo. »Wenn

du auf mich hörst, lass das Studium sausen und gründe lieber eine Punkband.«

»Genau, und dann frag ich die Sanskrit-Professorin, ob sie unsere Drummerin wird, damit sie jemand anderen als mich auf dem Kieker hat.«

»Sing uns doch lieber noch eins von diesen alten neapolitanischen Liedern«, schlug Luca vor.

Tonino reichte die Gitarre an ihn weiter. »Ich bin doch kein verdammter Neapolitaner«, sagte er, was aber als Kompliment gemeint war.

»Und ich bin's bloß zur Hälfte.«

»Natürlich die untere Hälfte«, feixte Angelo.

Luca wiegte das Instrument in seinen Armen, das Gesicht unter schulterlangen Haaren versteckt, und schenkte den Jungs ein schiefes Lächeln, doch sein Blick war auf mich gerichtet. Schon dieses Lächeln war ein Kompliment, denn Luca war mit Gesichtsausdrücken genauso wählerisch wie mit Worten, als hätte er bereits seine allerletzte Reinkarnation durchlaufen, die ganze Ironie der Welt begriffen und in diesem Leben den Zustand des Zen erreicht. Obwohl auch er rein technisch zu unserer Clique gehörte, war er in meinen Augen immer schon anders gewesen als die anderen. Er war Luca Falcone.

»Das hier sing ich für dich.«

Ich hörte schon an den allerersten Tönen, dass Luca *Tu vuò fa' l' americano* anstimmte. Ich fühlte mich wie entlarvt, die Amerikanerin in incognito, und tatsächlich schaute mich Luca erwartungsvoll an.

Eigentlich wollte ich nicht, aber schon bei der zweiten Strophe sang ich mit. Ich tat es, weil ich bemerkt hatte, dass die anderen den Text wirklich nicht kannten und es folglich meine Aufgabe war, diese Lücke zu füllen. Vielleicht tat ich es auch für

Luca. Und wenn es nur darum ging, ihm zu zeigen, dass auch ich einen astreinen neapolitanischen Akzent zustande brachte, der sogar noch brachialer war als der seine. Und um ihm ein Lächeln zu entlocken. Nur für ihn legte ich eine veritable komische Darbietung hin, indem ich zuerst wie ein Fischverkäufer mit den Händen fuchtelte und dann wie durch Zauber in eine dieser Frauen verwandelt wurde, die vor ihrem *vascio* – eine ebenerdige Behausung mit feuchten Flecken an der Wand, die aus einem einzigen Zimmer besteht – vor der Tür verharren, die Hände in die Hüften gestemmt. Es war die klassische Mamma, Schwester oder Verlobte, die wie immer mit zusammengekniffenen Augen auf ihn wartete, bereit für eine ordentliche Standpauke oder ein Lachen. Und wenn er dann endlich nach Hause kam, dieser Tunichtgut, der glaubte, ein großer Fisch zu sein, mit vom Whisky Soda gelöster Zunge und vom *rocchenroll* geschmeidig gemachten Hüften, dann würde er von mir entweder eine Tracht Prügel oder ein paar Küsse bekommen, und ich würde ihm klipp und klar ins Gesicht sagen, wo das ganze Viertel es mithören konnte, *Tu sii napulitan*, du bist Neapolitaner, und wenn er es auch nur wagen würde, sich mit einem armeligen *ailoviù* aus der Affäre zu ziehen, dann würde ich ihn endgültig zum Teufel schicken. Eine Mischung aus Dialekt und Pseudoamerikanisch, die ich ohne musikalische Untermalung nicht gewagt hätte, auszusprechen. Es war ein vulgärer, aber auch wahrer Text, und er entsprang genau der satirischen Ader, mit der sich die Neapolitaner seit dem Niedergang ihrer Stadt nur allzu gern selbst auf die Schippe nahmen. Und so wurde ich eben selbst zur Kunstfigur und war für diese kurze Zeit, die das Lied dauerte, keine Amerikanerin mehr, sondern die Frau aus dem *vascio*, die genau dieses »Amerikanersein« als große Farce durchschaut und entlarvt.

Die anderen stampften den Takt mit einem Fuß mit und fielen in den Refrain ein. Am Ende zog Luca die Finger quer über die Saiten und beendete das Lied mit einem Schlussakkord. »Ich weiß nicht mehr, wie es endet«, sagte er.

Ich ließ mich in meinen Stuhl zurücksinken, verschwitzt und wie berauscht. In meinem tiefsten Inneren war da schon immer eine Straßenmusikantin gewesen, oder vielleicht auch eine Taschenspielerin, die jederzeit zum Vorschein kommen konnte. Jetzt nahm ich das träger gewordene Prasseln des Feuers zum Anlass aufzuspringen. »Wir brauchen größere Holzstücke. Ich gehe hoch.«

»Ich komm mit, Eddie«, sagte Sonia. »Ein bisschen frische Luft schnappen.«

Müheles wechselten die Jungs zu einem Pearl-Jam-Song über. Das Englische ging ihnen leichter über die Lippen als das Neapolitanische, aber sie verballhornten den Songtext trotzdem, indem sie die Diphthonge verschliffen und die Konsonantengruppen auseinanderrissen. Sonia und ich stiegen die Wendeltreppe hoch, die direkt neben dem Kamin nach oben führte. Es war so eng hier, dass Sonia wegen ihrer Körpergröße den Kopf einziehen musste, während sie mit ihren Springerstiefeln die Metallstufen zum Beben brachte und die Schuhspitzen beinahe mit ihren ellenlangen Haaren berührte. Dann hatten wir das Dach erreicht.

»Madonna, ist das kalt«, sagte ich, Worte, die wie Nachtwölkchen dahinzogen.

»Ich bin am Erfrieren.« Sonia verschränkte die Arme über der Brust, um warm zu werden, und fügte in ihrem sardischen Akzent, der glasklar war wie die Luft, hinzu: »Dann kennst du Pietro also.«

»Pietro? Du meinst den von heute Abend?«

»Ja, genau. Pietro.«

Der Name kam ihr mit außergewöhnlicher Leichtigkeit über die Lippen. Einen Moment lang dachte ich, dass wir vielleicht über zwei verschiedene Menschen sprachen.

»Und, was meinst du, wie ist er?«

»Ich kenne ihn eigentlich gar nicht.« Ich ging in die Hocke, um in den Holzstücken zu kramen; es handelte sich um ein zerlegtes Baugerüst, dessen Teile an der Brüstung lehnten. »Warum willst du das wissen?«

»Sag den Jungs nichts.« Sonia kniete sich auf das vermooste Dach. Ihr ungeschminktes Gesicht leuchtete wie der Vollmond, und jetzt begriff ich, dass das hier kein Luftschnappen war, sondern eine Beichte. In dieser Situation wirkte Sonia wesentlich weniger stromlinienförmig als sonst und so jung, wie sie es als Viertsemester eben auch war. Sie flüsterte, als könnten die Sterne lauschen. »Wir haben nur ein paar Worte gewechselt. Aber er hat was Besonderes, ich weiß nicht ...«

»Na ja, scheint ein netter Typ zu sein.« Ich klopfte mir instinktiv auf die Rocktasche, aus der die Kassette keck hervorlugte.

»Er gefällt mir sehr. Wenn ich ihn das nächste Mal sehe, baggere ich ihn an.«

»Nur zu. Du hast nichts zu verlieren.«

Sonia hatte die Angewohnheit, sich auf die Unterlippe zu beißen, wenn sie nervös war. Sie holte tief Luft, als wollte sie jeden Moment lossprinten.

»Nur Mut, Sonia. Du siehst gut aus, bist schlau. Dieser Pietro wäre ein Depp, wenn er dir keine Chance gäbe.«

Ich liebte Sonias Lächeln, diesen fröhlichen Kringel in ihrem Gesicht. Im selben Moment bereute ich jedoch, diesen Unbekannten namens Pietro als Depp bezeichnet zu haben, ja, es

war mir sogar peinlich. Sonia bot mir an, mir zu helfen, nahm ein Holzseil in die Hand. Sie zitterte vor Kälte.

»Du frierst ja«, sagte ich zu ihr. »Komm, trag die runter, und ich mach hier weiter.«

»Okay.«

Kaum war ich allein, legte ich das Holz auf dem Boden ab und lehnte mich an die Brüstung, die mich als Einziges vor einem Sturz aus dem siebten Stockwerk bewahrte. »Tonight ...«, sagte ich zu meiner Überraschung leise in meiner Muttersprache, ohne die geringste Ahnung, wie ich diesen Satz fortgesetzt hätte.

Ein eisiger Wind streifte mich, diese unverwechselbare Mischung aus Fisch und Salz und Diesel. Es war der Duft des Golfs von Neapel. Unter mir lag glitzernd und funkelnd die Stadt, viele Reihen von Straßenlaternen, hie und da unterbrochen durch die schimmernden Perlen von Küchen, in denen noch Licht brannte. Neapel schlief nie, nicht wirklich. Selbst mitten in der Nacht konnte man den zuckenden Schein von Neonröhren sehen, die mit ihrem billigen und unschönen Licht auf wache Familien schienen, Menschen, die mit flacher Hand auf Küchentische schlugen, ob da nun gestritten, diskutiert oder Geständnisse abgelegt wurden. Doch es zog mich an wie eine Motte, dieses weiße Licht. Wenn ich nur könnte, wäre ich durchs Fenster zu ihnen hineingeflattert, eine Weile lautlos dort sitzen geblieben, mit dem Muster der Tapete verschmolzen, um mir aus den Sprachfetzen eine Geschichte zusammenzureimen, die halbwegs einen Sinn ergab.

Ein Nebelhorn tutete. Wer weiß, von welchem Schiff es kam; im pechschwarzen Gewässer des Golfs waren die Containerschiffe unsichtbar bis auf ihre Positionslampen, viele kleine Lichtsternchen, die aus der Ferne aussahen wie eine Vorlage

für »Malen mit Zahlen«. Es war eine dieser seltenen klaren Nächte, und ohne den Mond konnte man selbst den Vulkan nicht erkennen. Der einzige Hinweis auf ihn war die Beleuchtung der Häuser, die mutig an seinen Hängen standen und vage seinen Umriss nachzeichneten. Es war bereits ein halbes Jahrhundert her, seit sich der Vesuv zum letzten Mal zu Wort gemeldet hatte, doch ich spähte dennoch durch den dunklen Vorhang der Nacht zu ihm hinüber und stellte mir vor, wie es wäre, wenn er ausbräche, ein feuerspuckendes Ungeheuer wie auf so vielen Ölgemälden des neunzehnten Jahrhunderts. Ich schaute und schaute, so konzentriert, als könnte ich ihn allein kraft meines Blickes zum Leben erwecken.

Meine Hände waren mittlerweile starr vor Kälte, aber ich konnte immer noch nicht genug kriegen vom Anblick Neapels und seinen Gerüchen. Doch es war vergeblich. Die Stadt zer-rann mir wie Wasser zwischen den Fingern, und meine Liebe zu ihr machte mich traurig, besonders bei Nacht. Es war eine Melancholie, die ich weder verscheuchen noch mir erklären konnte. Ich war dieser Stadt mit Haut und Haaren verfallen, vielleicht sogar bis zum Verrat an mir selbst, und doch hielt mich Neapel nach all diesen Jahren immer noch auf Distanz.

Vir' Napule e po' muor', Neapel sehen und sterben, heißt es. Ein abgedroschener Satz, den ich in einem Gespräch niemals hätte fallen lassen und den ich doch in die Nacht hinausflü-terte, denn er entsprach der Wahrheit. Dann sammelte ich das Holz ein und ging zur Treppe.

Von: heddi@yahoo.com

An: tectonic@tin.it

Gesendet am: 30. November

Pietro,

ich weiß nicht, was ich dir schreiben soll. Vier lange Jahre warte ich schon auf Nachricht von dir. Die Zeit heilt alle Wunden, und sie macht auch das Warten er-träglich. Vielleicht wusste ich aber auch einfach nicht mehr, worauf ich eigentlich warte.

Ich begreife immer noch nicht, warum du das getan hast, was du getan hast. Manchmal, des Nachts, schaue ich zu den Sternen und suche bei ihnen nach einer Er-klärung. Absurd, ich weiß, zu denken, dass in den Stern-bildern vielleicht eine Geschichte geschrieben stünde – eine Geschichte mit einem Anfang, einer Handlung, vielleicht sogar mit einem glücklichen Ende. Doch wenn ich ehrlich bin, begreife ich gar nichts. Ich kenne mitt-lerweile nicht einmal mehr die einfachsten Sternbilder: Der Himmel hier erscheint mir immer wirr, wie auf den Kopf gestellt, irgendwie falsch. Trotzdem sehe ich mir gerne die Sterne an. Immerhin ist ein jeder von ihnen

die Spur eines einzigartigen und vollkommenen Himmelskörpers, der nicht mehr existiert. Eine Erinnerung, die leuchtet?

Ich habe mich gezwungen, all das zu vergessen, was mit dir zusammenhängt – eine Art gewollter Gedächtnisverlust, mit dem ich durchaus einen gewissen Erfolg hatte. Sicher hilft es, weder die Orte noch Personen oder Dinge um mich zu haben, die die Erinnerungen wiederaufleben lassen könnten. Bis auf die kleine römische Figur, die am Ende wahrscheinlich gar kein Mensch ist, sondern ein kleiner Gott. Doch er ist nichts, was man jemand anderem schenken oder wegwerfen könnte. Vielleicht wäre es ja besser, ihn eines Tages der Erde zurückzugeben ...

Meine Katze liegt auf meinen Knien und fährt die Krallen aus. Sie ist ein graues Weibchen und heißt Minky. Ich habe sie aus dem Tierheim geholt und ihr folglich in gewisser Weise das Leben gerettet. Vielleicht wäre es jedoch korrekter zu sagen, dass *sie mir* das Leben gerettet hat.

Es geht mir gut. Ich habe meine eigene Dimension gefunden, eine Arbeit, die mir gefällt, und neue Freunde, die über mich und meine Vergangenheit nur das wissen, was ich bereit bin preiszugeben. Es ist schön, von dir zu hören. Es ist schön, von dir zu hören, dass es dir leidtut. Oder habe ich dir diese Worte nur in den Mund gelegt? h.

Es war der Tag danach, der Tag des großen Katers. Ich saß mit meinem Buch auf meinem quietschenden Bett, als ich merkte, dass Luca hereingekommen war, noch bevor seine Stimme das Prasseln des Regens draußen und den Klang der bulgarischen Chöre übertönte. Es war sein Tabakgeruch, der ihn verriet. Der Rauch wehte durch die offene Tür herein und hing in einer Wolke über mir, verführerisch wie ein Wunsch.

Luca Falcone rauchte schon immer Selbstgedrehte. Er rauchte auch, als er mir das erste Mal vorgestellt worden war. Er lehnte an der abgeblätternen Wand der Bar gegenüber unserer Fakultät. Damals hatte er einen hochprozentigen Drink in der Hand und trug eine aus der Mode gekommene Lederhose, ein Mann, dem es vollkommen schnuppe war, in welcher Epoche und an welchem geografischen Ort er gelandet war. Luca war bereits im siebten oder achten Semester und trug die verwiterte Miene des alten Hasen zur Schau wie ein Reisender, der den Weg durch eine ganze Wüste zurückgelegt hatte, nur um in diese Bar zu gelangen, zu diesem Bourbon, an diesen Zwischenstopp seines Lebens.

Jener Moment kennzeichnete den Beginn meines Lebens an der Universität, wie ich es jetzt kannte, denn vollkommen unerwarteterweise schloss Luca mich ins Herz und gewährte mir

Zugang zu seinem intimsten Kreis – einem erlesenen Häuflein von Querdenkern, die entweder Urdu, Suaheli oder Koreanisch an der Fakultät für Studien der Arabistik, Islamistik sowie der Regionen des Mittelmeers oder am Institut für Orientalistik studierten und durch ihre Herkunft aus fernen Regionen Italiens (Apulien, Basilicata, Sizilien, Sardinien) selbst als Exoten durchgingen.

»Der Film fängt gleich an«, sagte er in seinem klangvollen Vareser Akzent, als er mein Zimmer betrat.

»Ich les noch die Seite fertig, und dann komme ich.«

Aus der Nähe duftete Luca nach Lavendelseife. Er drückte mir einen Kuss auf die Stirn, einen von der Sorte, wie man sie sich beim Abschied an einem Bahngleis gibt, doch dann blieb er noch einmal auf der Schwelle zu meinem Zimmer stehen und schaute mich an, so, wie er das manchmal tat, mit einem fast hypnotisierenden Blick, aus dem ich nie schlau wurde, der mich jedoch zumindest kurzfristig davon überzeugte, dass unsere Freundschaft eben nicht nur diesen Moment und unter diesen Umständen andauern würde, sondern bis in alle Ewigkeit. Ich wusste, dass das lächerlich war und ich hier keineswegs eine Ausnahme darstellte – alle wollten etwas von Luca Falcone.

Direkt neben dem Türstock, wo jetzt niemand mehr stand, hatte ich mit Tesa mehrere Schwarzweißfotos aufgehängt, mit dem Makro-Objektiv aufgenommen und eigenhändig abgezogen. Sie waren schön und ein wenig abstrakt. Auf dem einen Bild regnete es in Strömen, und durch die Wassermassen (und das Mietshaus direkt gegenüber) hatte sich die Aussicht von meinem Fenster aus in ein Spiel aus Schlangen und Leitern verwandelt, sodass man praktisch nichts von dem durch Witterung und Alter stark mitgenommenen Viertel erkennen

konnte. Doch es war Sonntag, die Geschäfte waren geschlossen und die Märkte abgebaut, und so saß jeder bereits zu Hause am Esstisch und bereitete sich auf ein opulentes, vielgängiges Mahl vor, gefolgt vom obligatorischen Nickerchen. Sonntagsmittag war die einzige Zeit, in der die Leute Mitleid mit mir hatten. Arme streunende Katze, so weit weg von der Heimat.

Heimat. Schon allein dieser Ausdruck warf für mich Fragen auf. Was war meine Heimat? War das etwa bei meinem Vater, der Steaks auf dem Grill brutzelte, oder bei meiner Stiefmutter, der Psychotherapeutin, die meine Träume deutete? Waren es die Shiatsu-Massagen meiner Mutter mit ihren kalten Händen und dem heißen Herzen oder mein Bruder, der auf seiner Bassgitarre spielte? Waren es die Katzen? Wie auch immer – für alle anderen Studenten, die nicht mehr zu Hause wohnten, war diese *Heimat* ein Ort. Colle Alto in der Provinz Benevento, Adelfia bei Bari. Ein roter Punkt auf der Landkarte, ein winziger Bezugspunkt, der doch dem Anschein nach *alles* umfasste. Heimat war etwas, das man für selbstverständlich hielt, wie eines der elementarsten Gefühle – Freude, Wut, Traurigkeit oder eben Heimat –, und doch begann bei jedem, der es aussprach, das Gesicht zu leuchten. Wie eine Autistin versuchte ich nach Kräften, mir diesen außerirdischen Begriff anzueignen, doch am Ende spürte ich nicht wirklich, was er bedeutete. Stattdessen griff ich zu diesem Zweck auf Logik zurück.

Ich kam von überall und nirgends. Aus Washington, D. C., Maryland, Virginia Beach, vom Stadtrand von Boston, aus Athens, Ohio und noch ein paar weiteren Zwischenstopps, die man allerdings vernachlässigen konnte. Erst in meinem sechzehnten Lebensjahr, als ich an einem kulturellen Austauschprogramm der ASFAI teilnahm, hatte man mir einen Punkt auf der Landkarte gegeben, auf den ich Bezug nehmen konnte. Italien,

Provinz Neapel, das Dorf Castellamare di Stabia, das Haus einer geschiedenen Frau mit zwei bereits erwachsenen Kindern, die sich Mamma Rita nannte. Sie hatte mich gebeten, länger als das Austauschjahr bei ihr zu bleiben, und war so klug gewesen, mich, ihre »amerikanische Tochter«, wie sie mich nannte, an einem linguistischen Gymnasium einzuschreiben.

Damals gelangte ich zu der Überzeugung, dass nichts auf dieser Welt Zufall ist, und mein Zeugnis öffnete mir schließlich die Türen zur Orientale. Die Frau im Sekretariat kniff erstaunt die Augen zusammen, als sie es sah. Ich war keine Italienerin, doch mit diesem Diplom konnte ich nichts anderes sein als genau das. Und so quittierte sie meinen Aufnahmeantrag mit vier offiziellen, ruhmreichen Stempeln und machte mich zu einer Studentin wie viele andere auch. Durch meine Aufnahme in Lucas Clique, die mittlerweile meine eigene war, hatte ich meine Mimikry dann schließlich fast zur Vollendung gebracht.

Die Jungs und ich hatten ein besonderes Spiel, das mit der Bitte um ein kaltes Bier begann und normalerweise mit einer Tasse heißen Tees endete.

»Ich bitte dich, Süße«, flehte mich an jenem Nachmittag Tonino an, der wie ein Seestern alle viere auf Lucas Bett ausstreckte. Beim zuckenden Licht des Fernsehers war das Elend seiner Bedürftigkeit ebenso gut zu erkennen wie das der Tapete, die Luca nur notdürftig mit Zetteln voller Notizen in arabischer Handschrift bedeckt hatte. »Wenn ich nicht bald ein Konterbier kriege, werde ich dieses verdammte Kopfweg gar nicht mehr los.«

»Du hast es nicht anders gewollt«, sagte Angelo.

»Und du, Blondschoopf? Hast du den Joint etwa nicht gewollt?«

»Hört mir alle zu«, sagte ich und schlug meinen strengsten Ton an, womit Luca, der sich gerade eine Zigarette rollte, allerdings nicht gemeint war. »Morgen früh habt ihr Vorlesung. Na los, letzte Woche vor den Ferien, das schafft ihr! Zucker oder Honig?«

Tonino fluchte standesgemäß in drei verschiedenen Dialekten, doch keiner der Jungs leistete Widerstand. Ich grinste vor mich hin und ging in Richtung Küche. Von wegen Getränke – hier bedurfte es nur einer Portion Mutterliebe. Durch Angeles angelehnte Tür erhaschte ich einen Blick auf sein schwarzweißes Kuhfell, auf dem wir oft saßen und bei grünem Tee aus kleinen japanischen Tässchen unsere jeweiligen Schriftzeichen in Kanji oder Kyrillisch entzifferten. Ich stieg die Treppe hoch, die mittlerweile kein Geländer mehr hatte, und trat an ihrem Ende mit einem großen Schritt über einen Riss im Boden hinweg, weil ich wieder an den alten Kinderreim *step on a crack, break your mother's back* denken musste, und meiner Mutter den Rücken brechen wollte ich natürlich nicht. Der Riss begann am Kamin in der Küche, etwa einen halben Meter von der Außenmauer aus, verlief quer durch das Wohnzimmer und teilte die Fliesen bis zur Terrasse in zwei Hälften. Komisch, dass wir einen so auffallenden Schaden übersehen hatten, als wir damals eingezogen waren. Ganz gewiss lag das an dem morbiden Charme dieses alten Herrenhauses, das uns mit seinen Kaminen, Fresken und Reliefs, die überall im Halbdunkel vor sich hin dämmerten, abgelenkt hatte.

Als ich zurückkehrte, hatte ich ein Tablett voller Teetassen sowie einen Teller mit Keksen dabei, das Bett senkte sich unter unserem gemeinsamen Gewicht. Durch die Teeaktion hatte ich die ersten Szenen des Films verpasst, aber es handelte sich sowieso um einen neuseeländischen Streifen namens *Die letzte*

Kriegerin, den wir uns nicht zum ersten Mal zu Gemüte führten. Die Handlung kannte ich folglich; es ging um einen kriminellen Maori-Clan, der sich nachts auf Parkplätzen, in Bars und im Freien zoffte – ein Film, der vor Tattoos, Blut und wüsten Beschimpfungen nur so strotzte, wobei Letztere in der italienischen Synchronfassung von gesitteten Norditalienern gesprochen wurden.

»Ach, wie schön ist Neuseeland«, sagte Angelo verträumt.

»Von wegen schön«, gab Tonino zurück.

»Komm, so gefährlich ist das bestimmt nicht. Schau dir nur die weiten Räume an, und diese Typen machen einfach, was sie wollen. Da würde ich wirklich gern mal hin.«

»Klar, ist ja auch entschieden besser, sich von einer Maorigang die Fresse polieren zu lassen, als von der Mafia einen Schuss ins Knie zu kriegen.«

Angelo schmolte und zog sich energisch die Decke bis ans Kinn. Er hatte ein Nasenpiercing und einen ausgeprägten sizilianischen Akzent, auf den jeder Mafioso stolz gewesen wäre. Doch da war nichts zu machen: Angelo hatte ein sonniges Gemüt, begegnete allen Lebenslagen mit der verträumten Heiterkeit eines Kindes im Süßwarenladen, und das ließ Tonino ihm nicht durchgehen. Die Tatsache, dass Angelo mit seinem hellen Teint mehr wie ein Schwede als wie ein Sizilianer aussah, tat sein Übriges – eine Bleichheit, die sich nicht nur auf seinen engelsgleichen Kopf beschränkte. Das konnte ich selbst bezeugen, seit ich einmal die Krankenschwester gespielt hatte, als er unter einer massiven Nackenverspannung litt. Angelo hatte sich mit dem Gesicht nach unten auf das Kuhfell gelegt und die Hose heruntergezogen, und ich hatte all meinen Mut zusammennehmen müssen, um ihm die Spritze mit dem Entzündungshemmer in die rechte, milchweiße Arschbacke zu jagen.

»Trotzdem fahre ich eines Tages da hin«, beharrte Angelo mit einem Mund voll Keks.

»Du hast dir doch das Hirn weggekiff«, feixte Tonino.

»Fahr ruhig. Die Welt ist ein Buch ...«

Dieser etwas obskure Satz kam von Luca, der inmitten einer Rauchwolke saß, ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass er zuhörte. Eine weitere nächtliche Szene des Films stürzte das Zimmer in Finsternis, doch der Talisman an Lucas Hals, der vielleicht aus Bein geschnitzt war, leuchtete im Dunkeln, als reflektierte er eine unbekannte Lichtquelle.

»Aber Neuseeland ist weit weg«, sagte ich. Mir waren Sardinien, Umbrien, Holland, Kiew oder Wien lieber – ob mit oder ohne meine Familie. Oder, noch besser, Capri, Procida, die Phlegräischen Felder oder die Gassen Neapels. »Wer hat stattdessen Lust, in den Ferien die Chiesa di Maria Santissima del Carmine zu besuchen?«, schlug ich vor. Das war wieder einer meiner »Ausflüge«, wie die Jungs sie nannten.

»Eine Kirche an Ostern?«, konterte Angelo. »Ne, kommt nicht in Frage. Lieber sitze ich an einem Tisch und schlag mir den Bauch mit Cassata voll ...«

»Man nennt sie auch Cimitero delle Fontanelle«, sagte Luca. »Lohnt sich wirklich hinzugehen.«

In mir flackerte Hoffnung auf. Vielleicht würde Luca diesmal ja wirklich die Recherchen für seine Doktorarbeit oder die Proben mit seiner Band unterbrechen und mit mir auf Entdeckungsreise durch die Stadt gehen, die durch Geburtsrecht seine Heimat war. Doch er fügte nichts mehr hinzu und paffte weiter, ein Schemen im Halbdunkel.

»Ich kann auf gar keinen Fall«, antwortete Tonino. »Im März werden bei uns die Olivenbäume beschnitten ... Ach, stimmt ja, Intellektuelle wie ihr machen sich mit solchem Bauernkram

nicht die Hände schmutzig. Aber es tut gut. Diese Muskeln hier hab ich nicht bloß, weil sie schön sind ...«

Die Jungs brachen in Gelächter aus, aber ich erschrak. *Pietro*. Ich hatte mir noch gar nicht die Kasette angehört, die er mir am Abend zuvor geschenkt hatte. Es war eine Angewohnheit von mir, Briefe und Päckchen, die ich aus Amerika bekam, ungeöffnet beiseitezulegen, manchmal sogar mehrere Tage, einfach um die Vorfreude zu verlängern. Vielleicht wollte ich die Kasette nach Sonias Geständnis auch einfach vergessen. Trotzdem war ich auf einmal nervös geworden. Wo hatte ich sie bloß hingetan?

»He, wo gehst du denn hin?«, rief mir Angelo hinterher. »Das ist doch die Stelle, wo Nigs Initiationsritus stattfindet.«

Mein Wildlederrock hatte die vergangene Nacht nicht vergessen: Er roch nach Lagerfeuer, und da war es, das schmale Päckchen, das ich ihm anvertraut hatte. Jetzt, bei besserer Beleuchtung, konnte ich auch die Inhaltsliste lesen, handgeschrieben in einer ebenso ordentlichen wie originellen Schrift und umrahmt von kleinen Zeichnungen: Marienkäfern und Fischen in rostfarbener Tinte – ein so verspieltes, liebevolles und unbestreitbar intimes Detail, dass mir ganz schwindelig wurde.

Ich setzte mich aufs Bett und legte die Kasette in den Rekorder. Der erste Song war *Son of a Preacher Man* in der Version von Aretha Franklin. Die erste große Liebe, der Sohn des Predigers. Ich seufzte. Mein Gefühlsleben war bis dato nur eine Abfolge von Melodramen und Missverständnissen gewesen.

In Castellammare hatte ich Franco kennengelernt, ein späteres Mitglied der Camorra. Damals hielt ich es für die große Liebe – genauer gesagt, einen Film über die große Liebe, Szene auf Szene. Die Szene, in der ich seine breite Taille umklam-

mert hielt, während wir uns auf seiner Vespa durch die Ruinen seines geisterhaften Viertels schlängelten, einer Gegend, die im Lauf der Jahrhunderte immer wieder von Erdbeben und Erdrutschen heimgesucht worden war. Die Szene in der schummrigen ebenerdigen Behausung seiner Familie, die erste Begegnung mit der Mutter, die vor Schmerz in ihren chronisch kranken Beinen – Beinen wie Baumstämme – stöhnte. Die Szene, in der ich die Geschichte von seinem Freund hörte, der von einem rivalisierenden Clan ermordet worden war. Die Szene, wie Franco entgegen jeglichem Ehrenkodex hemmungslos in meinen Armen weinte, mitten in einem alten Haus, das uns ein Freund zur Verfügung gestellt hatte und wo es nicht einmal elektrischen Strom gab. Ich war damals sechzehn und wollte ihn retten. Eines Tages hatte er mich ohne Erklärung verlassen, ein vorhersehbares und vermutlich auch zu bevorzugendes Ende. Danach waren mir die pubertierenden Sonnenuntergänge über dem verschmutzten Meer noch atemberaubender vorgekommen – blutrot und verlockend wie sizilianische Orangen.

Dann kam Cesare, und der war ein Fehler gewesen, für den ich teuer bezahlen musste, denn seine Genialität und exzentrische Art waren die Vorboten von Schizophrenie gewesen, doch hinterher ist man immer schlauer. Ich war verliebt in seine Verliebtheit, seinen feurigen Blick, seine schiefen Zähne. Er war unansehnlich, vielleicht sogar hässlich, besaß jedoch eine unerschütterliche Selbstgewissheit und schrieb Gedichte von der dichten Sprödeheit von Haikus. Cesare zeigte schon bald erste Anzeichen von Besessenheit, und ich stellte erst später fest, dass er mir das ebenso sinnlose wie armselige Geschenk seiner Jungfräulichkeit gemacht hatte. Noch lange danach, als er das Studium abgebrochen hatte und sich in einer

psychiatrischen Klinik in seiner Heimatstadt Catanzaro erholte, schickte er mir Päckchen, an die Adresse meines Vaters und Barbara in Washington gerichtet; sie enthielten Sammlungen von selbst verfassten Gedichten ebenso wie streng geheime Bauanleitungen für Bomben. Mit jeder neuen Erklärung seiner ewigen Liebe, eine wortreicher als die andere, war nicht nur mein Herpes schlimmer geworden, sondern auch meine Scham, die sich schließlich in Ekel darüber verwandelte, dass ich das vorurteilslose Mädchen gespielt und Sex als intellektuelles Experiment benutzt hatte, ebenso wie für meine Gedankenlosigkeit und die Leichtigkeit, mit der mein Überlebensinstinkt jegliches Mitgefühl überwogen hatte.

Und dann war da Luca. Oder genauer gesagt, eben nicht. Eines Abends zu später Stunde hatten wir auf dem Bett einen Film gesehen und waren eingeschlafen, ich in seinen Armen. Plötzlich wachte ich auf. Der Film war zu Ende, und Lucas Brust hob und senkte sich in einem ebenso ruhigen wie fernen Rhythmus, der mir an sich schon außergewöhnlich vorkam. Seine Haare hatten sich aus dem Pferdeschwanz gelöst, die Lippen waren leicht geöffnet, doch selbst im Schlaf versunken war Lucas rauher Charme ungebrochen. Ich tat nur so, als würde ich schlafen, wie gelähmt von dem Genuss, ihn anzuschauen, ja anzubeten, und ließ die Nacht langsam verstreichen, unter dem leisen Ticken seines Digitalweckers, der seinen grünen Schein über uns verbreitete, während Lucas Talisman mir seine kryptische Schrift in die Haut drückte. Ich hatte Angst, ihn zu wecken. Ich wollte an seiner Seite sein, solange es mir, wie durch ein Wunder, gestattet war, ihn mit Haut und Haaren in mich aufzunehmen. Sein esoterisches Wissen, seine Gelassenheit, seine Geduld, sein Selbstvertrauen. Während jener wunderschönen und endlosen langen Nacht glaubte ich eine wich-

tige Entdeckung zu machen: dass das, was ich für ihn empfand, nicht bloß Verknalltheit war – es war viel mehr. Ich begehrte ihn nicht, diesen Luca Falcone: Ich wollte er *sein*.

Jetzt ließ ich mich ins Kissen zurücksinken, um mir den Rest jenes ersten Liedes auf der Kassette anzuhören, in dem von einem heimlichen Kuss und beruhigendem Geflüster die Rede war. In dem Song war eine gewisse Berauschtigkeit und unmissverständliche Sinnlichkeit, die mir noch nie aufgefallen war, obwohl ich ihn schon so viele Male in meinem Leben gehört hatte. Ich fragte mich, ob Pietro den Text überhaupt bis ins Letzte verstehen konnte und ihm bewusst war, dass er mir nichts anderes geschickt hatte als ... ein Liebeslied.

An Pietros Gesicht konnte ich mich nicht mehr genau erinnern: Unsere Begegnung hatte nur wenige Minuten gedauert, und ich selbst hatte auf den Abschied gedrängt. Je mehr ich mich bemühte, ihn mir vorzustellen, umso mehr verflüchtigte er sich, unscharfe Gesichtszüge, die sich mit all den Augen, Nasen, Mündern der Menschen um mich herum vermischten, welche das Cinema Astra während der Glottologie-Vorlesung bevölkerten. Aus Angst, ihn endgültig in der Menge zu verlieren, nahm ich mir vor, nicht mehr so viel an ihn zu denken und mich stattdessen auf die Lehrveranstaltung zu konzentrieren.

In dem Saal war es dunkel und heiß, wie in einem Bauch, die Sitze waren bequem und mit rotem Samt bezogen, die Stimme meines Profs lief auf niedriger Frequenz. Nein, mich würden keine wilden Pferde von hier wegbringen, dachte ich, bevor mir bewusst wurde, dass diese Zeile aus dem zweiten Lied auf Pietros Kassette stammte, *Wild Horses* von den Rolling Stones.

Ich lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf mein Notizbuch und versuchte, jedes Wort mitzuschreiben, das von der Bühne kam. »Alle Sprachen der Welt variieren, was die *Taxa* angeht, das heißt die Sprachfamilien«, schrieb ich feinsäuberlich und kompakt. »Farben gehören zu den bedeutenden Taxo-

nomien: In der Tat könnte man von ethnischem Chromatismus sprechen ...«

»Was für ein Schwachsinn.« Die Brünette neben mir riss die stark geschminkten Augen auf und fügte hinzu: »Außerdem sieht Signorellis Kopf aus wie ein Kinderüberraschungsei.«

»Aber er ist sehr gut.« Nicht nur das, für mich war dieser Prof ein Rockstar.

»Ja, aber er kann einem nichts beibringen. Er liest alles aus dem Lehrbuch ab.«

Das stimmte nicht ganz, aber ich musste trotzdem wieder einmal gegen die Befürchtung ankämpfen, meine Einschreibung an der Uni sei, wie es so oft hieß, in einem Zustand geistiger Umnachtung geschehen.

»Dich hab ich schon ein paarmal im Russischkurs gesehen. Wie heißt du?«

»Eddie, und du?«

»Ach, dann bist du die Ausländerin?« Meine Platznachbarin rückte mir auf die Pelle – viel zu nah –, als hätte ich ein Zauberpulver an mir, das ich auf sie übertragen könnte. Ich war ihr noch nie begegnet, doch ich kannte den am Lehrstuhl für europäische Sprachen so weit verbreiteten Hunger, in eine andere, sehr, sehr weit entfernte Galaxie gebeamt zu werden. Ohne Luft zu holen, feuerte sie ihre Fragen auf mich ab: »Woher kommst du? Bist du Deutsche? Wie bist du denn ausgerechnet auf Neapel gekommen?«

»Ich komme aus ... dem Spanischen Viertel.«

Ich wusste ganz genau, wie man auf neapolitanische Weise die Endsilben verschlucken und das *sp* weich machen musste, und konnte auch mit der Verwunderung umgehen, die mir begegnete, wenn ich in den Straßen der Stadt unterwegs war, aber meine nur wenig mediterrane Physiognomie ließ sich

nicht leugnen. Auch das Mädchen neben mir ließ sich nicht aufs Glatteis führen, wandte aber wenigstens seine Aufmerksamkeit von mir wieder auf den Prof.

»...ein Unterschied zwischen leuchtendem und mattem Weiß. Im Altgriechischen war *melas* ein strahlendes Schwarz, eine Unterscheidung, die beim Übergang von der antiken Sprache zur modernen vollkommen verloren gegangen ist. Und man weiß nicht, warum. In der Antike lag besonderes Augenmerk auf der Luminosität einer Farbe...«

»Mir reicht's, das lese ich zu Hause nach.« Das Mädchen klappte seinen Block zu und fügte mit hörbarer Vorfreude hinzu: »In Sala Consilina. Mein Zug geht morgen früh.«

»Sala Consilina...«

»Provinz Salerno. Das kannst du nicht kennen, ist nur ein kleines Kaff.«

Offenbar war es ihr peinlich. Ich hätte ihr gerne gesagt, sie solle sich keinen Kopf machen, denn die eigentliche Provinz-tante sei ich, die in einer ganzen Reihe von austauschbaren amerikanischen Vorstädten aufgewachsen war. Doch das hätte sie nicht verstanden. Die Demütigung dessen, der aus der Provinz in die Großstadt zieht, war eine tief verwurzelte historische Wirklichkeit, während meine Scham eine ganz und gar moderne war – vermischt mit dem uramerikanischen Unbehagen zu wissen, dass man unter dem Strich trotzdem privilegiert ist.

»Dann gute Fahrt.«

»Frohe Ostern.«

Ich richtete den Blick erneut auf Signorellis Glatzkopf. Er war in der Tat ein Genie, weil es ihm nicht nur gelungen war, mir zahllose faszinierende Tatsachen über die Sprachrevolution zu vermitteln, sondern mir auch so manch überraschende Einsicht

in die menschliche Natur im Allgemeinen beschert hatte. Geistesblitze nonverbaler – oder vielleicht auch präverbaler – Art, die mir manchmal mitten in einer Vorlesung oder in anderen undenkbaren Situationen kamen, die zu notieren mir jedoch nie gelang, weil sie so schnell davonflogen wie Glühwürmchen.

Ganz selten jedoch geschah etwas Außergewöhnliches. Manche dieser stummen Erleuchtungen, die ich zwar nicht recht zu greifen wusste, mir jedoch offenkundig auch nicht komplett entfallen waren, begannen sich zusammenzurotten und miteinander zu flüstern. Geheimnisse in einer fremden Sprache, vielleicht der eines Tieres, die zusammen eine Art Summen verursachten. Dann dauerte es nicht lange, bis dieses Summen zu einer seltsamen und erregenden Kakophonie angeschwollen war, wie kurz vor einem Konzert, wenn im Orchestergraben die Instrumente gestimmt werden. Ganz allmählich begannen sich diese undefinierbaren Geräusche zu einem einzigen, dominierenden Gedanken zusammenzufinden, durch den sich *alles* erklären ließe. Und es wäre nicht etwa eine simple Feststellung, sondern ein gewaltiges Brüllen, etwas, das so unerhört und erstaunlich wäre, dass es einem schier das Trommelfell zerreißen würde. *Die Wahrheit.*

Könnte ich nur lange genug den Atem anhalten, dachte ich, damit dieses Crescendo von Klängen sich endlich zu jenem gewaltigen Getöse, jener geheimnisvollen Botschaft vereinen könnte, dann würde ich endlich *wissen*. Endlich wüsste ich um die ureigensten Antriebskräfte des Menschen und würde die Gründe dafür kennen, warum die Menschen tun, was sie tun, und sind, was sie sind, seit Urbeginn. Die Kunst, der Krieg, die Religion... die Liebe.

Ich begann, *Wild Horses* vor mich hin zu summen. Plötzlich fühlte ich mich wie eingesperrt auf diesem Sessel, in diesem

fensterlosen Kinosaal. Ich wollte raus hier, wollte nach Hause laufen und wieder diese Kassette hören. Und zwischen den Zeilen lauschen.

Ich ging hinaus. Studenten strömten aus den Bars und den Antiquariaten, drosselten die Geschwindigkeit der Autos und beugten sie ihrem Willen. Hier gehörte die Stadt uns. Aus unserer Clique sah ich Constantino, der Japanisch studierte, und die Französischstudentin Rina, doch da man in der Menschenmenge nicht stehen bleiben konnte, beschränkten wir uns auf ein herzliches Winken. Ich war gegen den Strom unterwegs. Fast sah es so aus, als würden sich alle aus dem historischen Stadtzentrum entfernen und wären auf dem Weg zum Bahnhof. Der eine heute, der andere morgen – alle würden in ihre Heimatorte aufbrechen. Überall wurde man berührt, geschubst, angerempelt – niemals grob, sondern immer nur kameradschaftlich. Doch ich ließ mich nicht von meinem Weg abbringen. Genau diese lange Straße, die Spaccanapoli, die nicht aus Zufall mitten durch Neapels Herz führte, würde mich nach Hause ins Spanische Viertel bringen.

Weil Ferien waren, hatte ich endlich die Gelegenheit für meinen Besuch in der Chiesa del Carmine. Ich nahm den Bus, was an sich ungewöhnlich für mich war, aber ich wusste nicht, wie ich zu Fuß in das Sanità-Viertel gelangen sollte. Dort herrschte eine unbehagliche Stille. Irgendwo über mir wetzte jemand ein Messer auf einem Schneidbrett, in der Ferne brummte träge ein Moped. Ganz gewiss war das hier kein Ort, um den Fotoapparat zücken, die Minolta, die meinem Vater gehört hatte. Stattdessen holte ich einen viel benutzten Stadtplan aus der Tasche und entfaltete ihn an den ramponierten Knicken zu neuem Leben. Dann bog ich nach links ab.

Die Gassen machten, was sie wollten, und hielten mich wie in einem Schraubstock fest. Meine Schuhe verrieten mich, jeder Schritt ein Klacken auf den neapolitanischen Pflastersteinen, den sogenannten *basoli* aus Lavagestein, großen, flachen Blöcken, von Meißelspuren gezeichnet, die die Straßen zu riesigen, von Motten zerfressenen Teppichen machten. Meine Schritte waren regelmäßig, als folgten sie einem Rhythmus. Ach, da war es – noch ein Lied von Pietro, genauer gesagt von U2, das mir den Takt vorgab. *Where the Streets Have No Name*.

Ich blieb stehen. Wie in einem Canyon mitten in der Wüste ragten auf einmal hohe Tuffmauern vor mir empor. Alles hatte die Farbe von Sand, doch die Sonne hatte hier nichts zu schaffen. Es waren natürlich entstandene Höhlen, in denen Menschen lebten, armselige Behausungen ohne Fenster, wie erdrückt unter dem Gewicht des Felsgesteins. Eine junge Frau im Pyjama, schwanger, stand in einem der Eingänge im Halbdunkel. Immer wenn ich mich unbeobachtet fühlte, gestattete ich mir den Luxus, sie verstohlen zu betrachten. Als sie mich sah, schloss sie die Tür.

Eine Weile ging ich an dieser äußersten Grenze des Viertels entlang, bis ich vor einer Kirche stand, auch sie in einer Höhle. Sie hatte die Farbe des Tuffs, schien aber nicht aus dem sie umgebenden Felsgestein zu bestehen, sondern sich davon abzuheben; ein elegantes Mahnmal dessen, wie man gegen die Umstände aufbegehren kann.

Als ich eintrat, tat ich es mehr, um Zuflucht zu suchen, ich bezweifelte, dass das die richtige Kirche war. Im Inneren nichts Auffallendes, der übliche bunte Marmor, Weihrauch, ein paar alte Hutzelweiber, die den Rosenkranz beteten. Eine der Frauen sprang auf und kam mir entgegen.

»Du bist hier wegen der Toten. Stimmt's, meine Schöne?«

»Ja, das stimmt.« Woraus hatte sie das geschlossen? Aus meinem etwas atemlosen Eintreten oder aus der Tatsache, dass ich es versäumt hatte, meine Finger ins Weihwasserbecken zu tauchen?

»Ich bring dich runter.« Sie sprach in dem typischen schleppenden Tonfall neapolitanischer Witwen, als wollte sie ihre Trauer in jeder einzelnen Silbe zum Ausdruck bringen, doch dabei lächelte sie. Während ich ihr in Richtung Altar folgte, drehte sie sich zu mir um und sagte: »Du bist nicht von hier.«

»Nein.«

Am anderen Ende führte eine Treppe nach unten. Es roch modrig. Da es vollkommen dunkel war, tastete ich mich vorsichtig die krummen Stufen hinab, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen spürte. Während sich meine Augen ganz allmählich an die schummrige Beleuchtung gewöhnten, nahm ich mehr von dem Raum wahr, der vor mir lag. Ein Trampelpfad wand sich zwischen undeutlichen Haufen von etwas Unbestimmbarem entlang, die an den sandigen Wänden der Höhle lehnten. Nur durch eine einzige Öffnung in der Decke, ein mit Unkraut bewachsenes Quadrat Himmel, fiel ein grünliches Licht herein, und erst jetzt begannen die Haufen ihre wahre, gruselige Gestalt zu offenbaren. Gebeine.

»Von wem sind die?«

»Das weiß nur Gott, der Herr«, hallte die Stimme der Frau wider. »Es sind die Toten ohne Namen. Menschen, die bei Erdbeben ums Leben kamen, durch die Pest. Damals starben die Leute wie die Fliegen.«

Es herrschte eine seltsam beiläufige Vertrautheit inmitten all dieser sterblichen Überreste. Ich erkannte Oberschenkelknochen, Wirbel und noch viel kleinere Knochen, bei denen es sich vielleicht um Finger handelte. Ich hatte nur ein einziges

Mal in meinem Leben dem Tod ins Auge geblickt, beim Begräbnis meiner Stiefgroßmutter, doch damals war er mir wie eine seltsame Leere erschienen, als schaute man in die Augen einer Puppe. Vor dem Tod hatte ich mich damals nicht gefürchtet, nur davor, mich irgendwie danebenzubenehmen, mit einer pietätlosen Bemerkung, einem falschen Schritt.

»Die Gläubigen hier widmen ihre Gebete diesen Menschen«, fügte die Frau hinzu, »in der Hoffnung, sie dann in einem Traum zu sehen.«

Ich näherte mich einem besonders zart geschwungenen Knochen. Was hatte die Signora damit gemeint, man wünsche sich, sie *im Traum zu sehen*? Als ich mich umdrehte, um sie danach zu fragen, war sie verschwunden.

Nun ganz allein, setzte ich meinen Weg mit vorsichtigen Schritten fort. Erst jetzt begriff ich, dass sich die eigentliche Kirche hier unten befand. Der Pfad wurde schmaler, die Gebeine immer mehr. Es war nicht beängstigend, sondern einfach nur still, wie ein Spaziergang inmitten von gefällten Kiefern, auf einem Weg voller Äste, Zweige und Nadeln. Doch meine Fantasie lief auf Hochtouren. Vielleicht, so dachte ich, war ja während einer der Cholera-Epidemien, die die Stadt heimgesucht hatten, eine verheiratete Frau und Mutter von drei Kindern zu Tode gekommen und mitten in der Nacht wie eine Lumpenpuppe in diese Tuffhöhle geworfen worden. Oder der Vulkan hatte während eines sonntäglichen Marktes Feuer gespuckt, und ein Bursche, der Khaki-Früchte verkaufte, die ganz jungen, von denen man eine pelzige Zunge bekommt, war an den giftigen Vulkangasen erstickt. Nein, unmöglich: Der Vesuv war schon seit geraumer Zeit inaktiv und diente nur noch als malarischer Hintergrund auf der anderen Seite der Bucht. Dann war es ja vielleicht eher ein Erdbeben gewesen, das eine Mauer

neben dem Jungen zum Einsturz brachte und die orangeroten Früchte wie Murmeln über das Pflaster kullern ließ...

Die Feuchtigkeit in der Grotte fuhr mir in die Knochen, ein arthritisches Kneifen, das mir aus den vielen Jahren, die ich in ungeheizten Zimmern gelebt hatte, nur allzu bekannt war – Zimmern, in denen der Putz abblätterte wie alte Pflaster und sich Risse durch die Mauern zogen, als wären es die Narben vergangener Erdbeben. Ich blieb vor einem hölzernen Sarg stehen, notdürftig gezimmert aus Feuerholz, wie es die Jungs und ich für unseren Kamin sammelten. Der Sarg war leer, stellte ich mit einer unbestimmten Mischung aus Dankbarkeit und Enttäuschung fest. Nur ein paar Schritte weiter wieder ein Sarg. Er schien noch älter zu sein, was man aus dem modrigen Holz schließen konnte, und war viel kleiner, vielleicht die letzte Ruhestätte eines Kindes.

Ich hatte hier nichts zu suchen, das begriff ich erst jetzt. Doch meine Augen waren zu begierig, und so folgte ich weiter dem Weg, bis ich vor einem Berg von Schädeln stand. Sie glänzten, als hätten viele, viele Hände sie jahrelang gestreichelt, bis sie aussahen wie aus lackiertem Holz; andere waren in grob gezimmerte Truhen mit eingeritzten Kreuzzeichen gebettet worden. Vor einer der Truhen ging ich in die Hocke.

Das Gesicht, der einzige materielle Zugang zur Seele. Die großen schwarzen Augenhöhlen betrachteten mich, als wären sie erstaunt über ihr Schicksal, der Mund war zu einem stummen Schrei verzerrt. Das hier war längst keine Besichtigung mehr, und mein Unternehmungsgeist war verschwunden und zu einer Art stillen Anteilnahme geworden. Ich wollte hier mit diesem Menschen sein, wollte vielleicht sogar meinen ganzen Mut zusammennehmen und ihm mit der Hand über den Kopf streichen, so wie man einem Kind ein Schlaflied singt, wollte

über seinen Schlaf wachen. Ich wollte unter Beweis stellen, dass ich keine Angst vor dem Tod hatte, weil das Schicksal weiß, was es tut. Oder etwa nicht?

»Alles in Ordnung?«, durchdrang die Stimme der Frau die Stille. Zweifellos war sie gekommen, um nach mir zu schauen – vielleicht durfte man sich ja in dem Ossarium gar nicht allein aufhalten. »Für jeden Schädel ist ein Gemeindemitglied verantwortlich«, erklärte sie mir in dieser Langsamkeit, die, wie ich erst jetzt begriff, nichts mit Trauer zu tun hatte, sondern mit dem Bemühen, korrektes Italienisch zu sprechen. »Man kümmert sich um den Schädel wie um einen Familienangehörigen. Man macht ihn sauber, baut ihm einen Altar und betet jeden Tag darum, dass dieser arme Christenmensch endlich das Fegefeuer verlassen kann.«

Ich hörte ihr wortlos zu. Das Fegefeuer stellte ich mir wie einen Wartesaal vor; Erfahrungen mit der Hölle hatte ich in meinem Leben noch nicht gemacht – und vielleicht auch noch nicht mit dem Paradies.

»Im Leben gibt es immer jemanden, der sich um uns kümmert«, fuhr sie fort, und jetzt blitzte ein Hauch Dialekt hervor. »*Quaccheruno ca' te fa nu poco l'avvocato cu 'ò Signore.*« Jemand, der sich beim Herrgott für dich einsetzt... Manche Wahrheiten kann man nur in Dialekt ausdrücken, und wäre ich gläubig gewesen, so hätte ich Amen gesagt. Aufgrund meiner anthropologischen Studien wusste ich, dass die Frau recht hatte – schließlich sind wir alle gesellschaftliche Wesen –, doch dass ihre Bemerkung nicht auf die gesamte Menschheit gemünzt war, sondern auf mich persönlich, begriff ich erst, als sie, im rauen Flüstern eines Rauchers, hinzufügte: »Hast du denn einen Freund?«

»Ich? Nein.«

Es war die einzig mögliche Antwort, und doch blieb mein Herz einen Moment lang stehen. Denn zusammen mit diesem *Nein*, das mir mehr wie ein Protest vorkam als wie eine Tatsache, war auf einmal Pietro vor meinem inneren Auge erschienen, mit einer Deutlichkeit, deren ich meine Erinnerung nicht für fähig gehalten hatte. Seine magere Gestalt, sein entschlossener Blick, die markante und leicht krumme Nase, der wie versiegelte Mund, als gäbe es da etwas Vergnüglichen, das er für sich behalten wollte.

»Ein hübsches Mädchen wie du? Da muss es doch ganz bestimmt jemanden geben.« Die Signora hatte sich den Dialekt angezogen wie einen weichen Hausschuh und ergriff meine Hand. Ihre war warm und rau. »*Ce sta un omm' ca' te sta aspiettanno, scummittiss' l'ultimo sordu dint' a sacca.*»

Ein Mann, der mich erwartete? Da würde sie ihre letzte Lira drauf wetten? Unsere Blicke begegneten sich. Aus ihren Augen sprach eine Wärme, wie sie einem bei echten Neapolitanern oft begegnet, eine Herzlichkeit, die mich beinahe dazu veranlasst hätte, ihr, einer Unbekannten, mitten in einem Gemeinschaftsgrab, alles zu gestehen: die Geschichte von einem Jungen, der mir ein Geschenk gemacht hatte und mir einfach nicht mehr aus dem Kopf ging. Ein Fremder, den ich vielleicht nie wiedersehen würde und der offenbar etwas in mir – in uns – gesehen hatte, das ich selbst bislang noch nicht erkennen konnte.

Stattdessen sagte ich: »Ich bin gerne allein.«

»Allein, was?« Die Signora tätschelte meine Hand – zu heftig, es fühlte sich fast an wie eine Ohrfeige – und ergriff sie dann. Die Vertrautheit war mit einem Schlag dahin. Und trotzdem – hatte sie nicht gerade eben in meine Seele geschaut und vielleicht auch in die Zukunft?

Als ich wieder draußen war, erschien mir die Sonne uner-

träglich stark und das Viertel trotz der frühen Siesta, der geschlossenen Fensterläden, der träge dahingekritzelt Graffiti, unerträglich lebendig. Hatten eigentlich die Straßen hier einen Namen? Auf einmal traten mir Tränen in die Augen, ob es nun wegen der grellen Sonne war oder aus Rührung, und ließen die Sanità zu einer verschwommenen, unwirklichen Landschaft werden. War es die Welt, die sich meiner Sicht fügte, oder umgekehrt meine Atome, die wie tanzende Derwische herumwirbelten und mit meiner Umgebung verschmolzen? Einen Moment lang, einen winzigen Augenblick fast schmerzlicher Schönheit, gab es keine Grenzen mehr. Alles war möglich.

